

Die europäischen Kolonialmächte traten mit dem Anspruch auf, der Welt die Zivilisation zu bringen. Bis heute wirkt diese Hybris nach.

MISSION DER GEWALT

Von ANDREAS ECKERT

Aimé Césaire, der große Dichter der Négritude, war über vier Jahrzehnte Abgeordneter in der französischen Nationalversammlung und noch längere Zeit Bürgermeister von Fort-de-France auf seiner Heimatinsel Martinique. In seinem Mitte der Fünfzigerjahre veröffentlichten „Diskurs über den Kolonialismus“ äußerte er einen bösen Verdacht: Was die Weißen Hitler nicht verzeihen könnten, vermutete er, sei „nicht die Erniedrigung des Menschen an sich“. Was sie erzürne, sei vielmehr, „dass es das Verbrechen gegen den weißen Menschen ist, dass es die Demütigung des Weißen ist und die Anwendung kolonialistischer Praktiken auf Europa, denen bisher nur die Araber Algeriens, die Kulis in Indien und die Neger Afrikas ausgesetzt waren“. Césaire betonte, Gewalt und Rassismus seien zentrale Kennzeichen des Kolonialismus, und er schrieb gegen die verbreitete Sichtweise an, die Europäisierung der Erde sei letztlich ein Projekt des Fortschritts gewesen und habe die Kolonisierten vor Schlimmerem bewahrt.

Als Césaire seine Streitschrift veröffentlichte, lag das europäische koloniale Projekt bereits weitgehend in Trümmern, und inzwischen ist der Kolonialismus ideologisch geächtet. Die Fortdauer rassistischer Diskriminierung verhindert dies aber nicht.

Nostalgisch-paternalistische Verklärungen der kolonialen Herrschaft – „nicht alles war schlecht“ – und handfeste Rechtfertigungen kolonialer Ideologie und Praxis finden sich bis heute immer wieder, vor allem in Bezug auf Afrika. Der Alt-historiker Egon Flaig verstieg sich in seiner bei einem renommierten Sachbuchverlag publizierten „Weltgeschichte der Sklaverei“ zu der Behauptung, der europäische Kolonialismus habe „Afrika nach einer 1000-jährigen Geschichte von blutigster Gewalt und Völkermorden die Möglichkeit zu neuen Wegen eröffnet. Freilich unter kolonialer Aufsicht“.

Koloniale Herrschaft stand seit ihren Anfängen immer wieder unter Rechtfertigungsdruck. Und selbst wenn viele Akteure dabei eine Art „na-

türlichen“ Herrschaftsanspruch verspürten, so sorgten die Kolonisierten ebenso wie Kritiker im „Mutterland“ dafür, dass der Kolonialismus, oder wenigstens die ihm innewohnende Gewalt, immer wieder neu legitimiert werden musste. Die Zivilisierungsmission war die einflussreichste Ideologie der Rechtfertigung im 19. und 20. Jahrhundert. Sie besagte, dass die Kolonisierten zu primitiv seien, um sich selbst regieren zu können, jedoch zur Besserung fähig seien.

Das Zivilisierungsprojekt der Kolonialmächte, das die unterworfenen Menschen zu fleißigen Bauern oder Arbeitern und zu willfährigen Subjekten eines bürokratischen Staates machen wollte, warf die Frage auf, wie viel „Zivilisierung“ diese Untertanen bräuchten und welche politischen Folgen zu viel Zivilisierung haben könnte. Allgemein wollten Kolonialbeamte ihre Untertanen eher zu „perfekten Eingeborenen“, nicht zu „Nachbildungen von Europäern“ machen. Eine andere Seite gab es aber auch. Wer Zivilisierung predigte, eröffnete den Kolonisierten Handlungsspielräume und gab ihnen einen wichtigen Ansatz für ihre Beschwerden und Proteste. Wenn es gut ging, konnten sie ihre Interessen durchsetzen, indem sie sich an die Spielregeln ihrer Gegner hielten.

Insgesamt war die Rhetorik der Zivilisierungsmission geprägt von einer Spannung zwischen Borniertheit und Universalismus, Sendungsbewusstsein und Herrschaftswahn. Die Europäer pochten auf ihre angebliche kulturelle Überlegenheit, litten aber auch unter der Angst, von der Fremde verschlungen zu werden. Die Rechtfertigungen und ihre Widersprüche verweisen auf die Widersprüche des Kolonialismus selbst. Jürgen Osterhammel hat treffend vom „Phänomen kollossaler Uneindeutigkeit“ gesprochen. Mit diesem Begriff werden Erscheinungen und Aspekte beschrieben, die sich über 500 Jahre entwickelten und veränderten. Was verband etwa einen britischen Kolonialoffizier im Indien des 20. Jahrhunderts mit einem Aztekenprinzen des 16. Jahrhunderts, außer dass beide in einem kolonialen Kontext agierten?

Kolonialismus war weder zivilisatorische Mission noch allein eine Zeit des heroischen Wider-

ANDREAS ECKERT

Der 51-jährige Historiker ist Professor für die Geschichte Afrikas an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Als die portugiesische Kolonie Macau im Dezember 1999 an China übergeben wird, steigt in Peking ein großes Feuerwerk. Wie in Hongkong, das 1997 aus britischer in chinesische Hand kam, gilt seither das Prinzip: „ein Land, zwei Systeme“.



stands gegen eine von außen aufgezwungene Tyrannei. Was wir sehen, ist eine Geschichte der Gewalt und Ausbeutung ebenso wie eine Geschichte vielfältiger, widersprüchlicher Auseinandersetzungen und Kooperationen. Vornehmlich kolonisierte Eliten suchten alle Ressourcen zu nutzen, welche die Präsenz der kolonialen Eroberer bot. Dazu gehörten westliche Erziehung, Märkte für Massengüter, aber auch militärisch-politische Allianzen mit den Kolonialregimen. Afrikaner und Asiaten bemühten sich, eigene Lebensformen im und mit dem Kolonialismus durchzusetzen.

O ggleich viele kolonisierende Staaten eine totale Lenkung und Kontrolle ihrer Untertanen beanspruchten, war es in der Praxis damit oft nicht weit her. Vor allem in ländlichen Gebieten war die Kolonialmacht oft nur auf „Inseln der Herrschaft“ präsent. Um 1835 kamen auf einen britischen Kolonialbeamten in Indien kamen 28 000 Einheimische; im westafrikanischen Nigeria war das Verhältnis sogar bloß 1 zu 54 000. Für die Ausübung ihrer Macht waren die Kolonialstaaten daher auf lokale Eliten angewiesen, an die sie Herrschafts- und Rechtsprechungsbefugnisse übertrugen. Häufig kam es zu tief greifenden Veränderungen im sozialen und politischen Gefüge, die aber nicht immer im Sinne der Kolonialherren waren. Eine Reihe von Eingriffen, etwa im Bildungs- und Rechtssystem, hat das formale Ende der Kolonialperiode überlebt.

So kann diese Zeit nicht für alle gegenwärtigen Probleme zum Beispiel Afrikas verantwortlich gemacht werden. Dennoch leidet der Kontinent weiterhin unter der Tatsache, dass wie in der Kolonialzeit Konzerne aus dem globalen Norden aufgrund internationaler Regularien große Wettbewerbsvorteile genießen.

In seinen „Satanischen Versen“ hat Salman Rushdie, selbst ein „Kind“ des britischen Imperiums, die in seinen Augen immense Bedeutung des einstigen Weltreichs für die britische Geschichte mit einem eindringlichen Satz beschrieben: „Das Problem der Engländer besteht darin, dass ihre Geschichte im Wesentlichen in Übersee stattgefunden hat und sie daher ihre Bedeutung nicht verstehen.“ Kolonialismus geht aber nicht über in die Auswirkungen der europäischen Herrschaft auf Afrika, Asien und Lateinamerika. Die Imperien waren immer auch „zu Hause“ präsent, noch lange nach ihrem formalen Ende. Dies gilt selbst für das kurzlebige deutsche Kolonialreich. Denkmäler, einst zum Ruhme deutschen Pioniergeistes errichtet, wurden von den Achtundsechzigern als Symbole für die Fortdauer von Rassismus und Ausbeutung gedeutet. Sie setzten zum Bildersturm an und stürzten etwa in Hamburg ein Standbild zu Ehren des Kolonialoffiziers Hermann von Wissmann vom Sockel. In jüngerer Zeit sind es vor allem die Debatten um den Völkermord an den Herero in der damaligen Kolonie „Deutsch-Südwestafrika“, die auf eine koloniale Vergangenheit verweisen, die nicht vergehen will. Die Auseinandersetzung um den Kolonialismus und seine Folgen wird weitergehen, weil weltweit viele Menschen spüren, dass die damit verbundenen Ideologien und Praktiken weiterhin ihr Leben bestimmen. ■

NATALIE BEHRING / REUTERS / CORBIS